

Wolfgang Beinert

Uni-Versalität der Theologie

Der akademischen Theologie im Haus der Wissenschaften kommt eine katalysatorische Bedeutung zu, die ihre Effekte für dieses und damit für die in ihm beheimateten Disziplinen besitzt, die aber nicht weniger auch Bedeutung für die Glaubensgemeinschaft hat, der die Glaubenswissenschaft von ihrer eigenen Natur her engstens verbunden ist. Das war in etwa das Resultat, zu dem zwei „Durchgänge“ durch die heute aktuelle Problematik der Ortung der Theologie an der und in der Universität geführt haben¹. In zwei weiteren Überlegungsschritten möchten wir die erregende Zeitentsprechung namhaft zu machen versuchen, die der klassischen und wenigstens hierzulande jahrhundertlang bewährten Liaison gerade in der augenblicklichen historischen Stunde eignet.

Erfahrung und Diskurs

Wie der Name es bereits andeutet, ist das Feld universitärer Forschung unbegrenzt. Die Hochschule versteht sich als „universitas docentium et studentium“, d. h. als umfassende Gemeinschaft der Wahrheitssucher; sie ist zugleich und eben als solche „universitas litterarum“, d. h. ausgerichtet auf alle Bereiche der Wirklichkeit, deren Wahrheit zu erheben ist. Da keiner je und erst recht nicht in dieser Zeit überfließender Spezialisierung dieser Aufgabe gerecht werden kann, pflegt die Universität als „universitas litterarum“ den Diskurs der „universitas investigantium“, der Lehrenden und Forschenden. Erfahrungen und Erkenntnisse aus den verschiedenen Sektoren der Realität werden ins Ganze des menschheitlichen Wissens und Handelns gesammelt, damit im Dialog und im Austausch der Singularitäten das Ganze ansichtig werde. Wissenschaft ist nichts anderes als die methodisch-systematische Erforschung prinzipiell der Wirklichkeit als solcher, faktisch jenes Teils derselben, der das Formalobjekt der betreffenden Teilwissenschaft bildet. Was also wirklich ist, steht auch der Investigation und dem interdisziplinären Diskurs offen.

Unbestreitbar stellt nun auch der Gegenstand der christlichen Theologie einen Bereich der Wirklichkeit dar, die erforschbar und erfahrbar ist. Das trifft in einer doppelten Weise zu. Einmal handelt es sich um den Bereich der menschlichen Grundfragen, die sich in allen Kulturen und Zeitepochen feststellen lassen und die mit dem Hinweis auf den Gott oder die Götter, auf einen letztbegründenden,

gewöhnlich personal gedachten Ursprung beantwortet werden. Johannes Paul II. nennt sie in der jüngsten Enzyklika „Grundsatzfragen...“, die den Gang des menschlichen Daseins kennzeichnen: Wer bin ich? Woher komme ich und wohin gehe ich? Warum gibt es das Böse? Was wird nach diesem Leben sein?“² Wenn dies universale Fragen sind, dann hat auch die Universität diese Fragen zur Kenntnis zu nehmen und Antwort zu ermöglichen. Herkömmlicherweise sind dafür ihre philosophische und die theologischen Fakultäten zuständig. Sie sind also in den Fächerkanon aufzunehmen, solange sich die Fragen solcherweise stellen und solange sie sich in einem gesellschaftlich-kulturellen Kontext stellen, der vom Christentum geprägt ist. Damit erfüllt die Universität einen gesellschaftspolitisch relevanten Auftrag.

Zum anderen sind auch die christlichen Antworten, die bislang gegeben worden sind, Teil der forschungspflichtigen Realität; allemal gilt das für unseren europäisch-nordamerikanischen Kulturkreis. Hinter ihnen steht das ungeheure, noch lange nicht erschöpfte Arsenal der jüdischen Gedankenwelt in der Gestalt des alten Israel, wie es sich im kanonischen Ersten oder Alten Testament niedergeschlagen hat. Dahinter steht weiter die grundstürzende Erfahrung, die die Zeitgenossen Jesu von Nazaret mit dieser unerschöpflich reichen Persönlichkeit gemacht haben und die über die neutestamentliche Vermittlung durch zweitausend Jahre hindurch bis auf diesen Tag immer wieder von neuem aufgenommen, in die eigene Zeit und Existenz transformiert, in tausend Ausformungen aktualisiert worden ist und sich zu jenem Phänomen verdichtet hat, das wir die christliche Kultur nennen. Sie bildet nach wie vor zusammen mit der griechisch-römischen Lebens- und Erfahrungswelt den Nährboden unseres Denkens und unserer Wertewelt – das ist zu sagen auch im Wissen um die erheblichen Erosionen, die in der unmittelbaren Gegenwart beiden Faktoren nachhaltig zugesetzt haben. Können wir wirklich die Herausforderungen der kommenden Zeit angemessen und unserer Lebenswelt adäquat bewältigen, wenn wir den ganzen Bereich der christlichen Religion – und natürlich denken wir im Zusammenhang damit durchaus auch an die anderen Religionen und ihre Prägestärke, die auch in unseren Raum reicht, denken wir beispielsweise an den Einfluß der arabischen Kultur – aus dem wissenschaftlichen Diskurs ausblenden, wie er seinen Ort in und an der Universität hat? Ist es tatsächlich nur ein kirchliches Problem, wenn der Crucifixus nur mehr als „Märchenfigur“ bezeichnet wird³ und der Bilderkanon der Kathedralen so wenig auch vom Gebildeten gedeutet werden kann wie der der altchinesischen Malerei?

Der dritte Gang der Gedanken über die Bedeutung der Theologie für die Universität ergibt alles in allem: Der Verlust der Theologischen Fakultät birgt für die letztgenannte die erhebliche Gefahr der Abschottung der Forschungswirklichkeit, dem Ausfall einer von Wesen wie Epochalität unerläßlichen Stimme im wissenschaftlichen Erfahrungsaustausch über die Realität in sich.

Universität und Zukunft

Das Plädoyer für die Universitätstheologie darf nicht verwechselt werden mit der starren Verteidigung des Status quo. Technisch, wenn man so sagen darf, kann man sich natürlich auch die Trennung von Universität und theologischer Fakultät vorstellen. Eine konkrete Universität bedarf so wenig zu ihrem „esse“, zu ihrem Sein der Theologie, wie sie auch der Medizin oder der Sinologie nicht zum Überleben bedarf, um Universität nach modernem Maßstab zu sein. Der Universalität, die zu ihrem Grund- und Gründungsprinzip in Europa gehört, begibt sie sich allerdings im einen wie in den anderen Fällen. Solange innerhalb einer Region solche Ausfälle aufgefangen werden können, ist das erträglich. Niemand wird sich vernünftigerweise in diesem Zusammenhang auch den Argumenten des Finanzministers völlig entziehen können.

Ähnliches wird man sagen müssen bezüglich der Theologie. Auch sie ist ihrerseits zu ihrem „esse“ nicht auf die Integration in eine Staatsuniversität angewiesen. Wesentliche Beiträge zur theologischen Wissenschaft im 20. Jahrhundert wurden außerhalb des Campus erbracht: Wir denken an die Theologien der Befreiung und die Feministische Theologie. Aber vom Ganzen her und aufs Ganze der Glaubenswissenschaft hin betrachtet, ist doch auch hier festzuhalten: Unter Berücksichtigung der technologischen Notwendigkeiten und Erfordernisse modernen Wissenschaftsbetriebs, denen sie sich nicht entziehen kann, vor allem aber unter dem Aspekt der Diskursweite, die heutzutage Voraussetzung erfolgreichen Forschens ist, tut sich die aus dem Haus der Wissenschaften verbannte Wissenschaft Theologie außerordentlich schwer, ihren Verpflichtungen in die Kirche wie in die säkulare Gesellschaft hinein gerecht zu werden.

Damit aber wächst das Problem aus der gängigen Unterscheidung von „esse“ und „bene esse“, dem Wohlsein, hinaus. Wenn Universität und Theologie einander nicht zum Sein brauchen, dann liegt es nahe, ihre Relation zum bloßen (und damit den Ruch von Luxus annehmenden, in Zeiten der allgemeinen Sparsamkeit mithin nicht nötigen) Wohlsein herabzustufen. Das dürfte den tatsächlichen Gegebenheiten jedoch nicht entsprechen. Die gegenseitige Verwiesenheit gehört einer anderen kategorialen Dimension an. Sie wird sichtbar, wenn wir an die Aufgaben denken, die sich der Universität unter der gesellschaftspolitischen Perspektive stellen. Zwar darf eine wissenschaftliche Institution nicht unter- und ausgehalten werden aus der einzigen Absicht des geldwerten Nutzens, aber einen Sinn muß es schon haben, wenn Milliarden von Steuergeldern in sie als staatliche Einrichtung hineingesteckt werden. Das trifft analog selbstredend auch für die einzelnen Institutionen der Hochschule zu, mithin also auch für die theologischen Fakultäten an staatlichen Universitäten. Welchen Sinn hat, so müssen wir daher fragen, Universität und wie trägt dazu eine theologische Fakultät bei – betrachtet unter den Voraussetzungen von heute und den Forderungen von morgen?

Für die Antwort müssen wir ein wenig ausholen⁴. Die Gegenwart ist unter anderem durch eine ins Unüberschaubare wachsende Segmentierung und Differenzierung aller Lebensbereiche charakterisiert. Oben haben wir bereits einmal gesehen: Man kann das an der Organisation der Universität selber anschaulich werden lassen. Die Zahl der Fachbereiche und Disziplinen wird immer größer, die einzelnen Fächer gebären immer neue Fächer, innerhalb der einzelnen Lehrstuhlbereiche greift die Spezialisierung weiter und weiter um sich. Die allenthalben erstellten Strukturpläne suchen daher stets auch nach Möglichkeiten, neue Wissensschaftsgebiete zu institutionalisieren, nicht selten auf Kosten bereits bestehender.

Vielleicht das signifikanteste Merkmal der hier skizzierten Sachlage ist die überbordende Datenmenge, die nunmehr verfügbar ist. Das erleichtert im ersten Moment das Leben: Der Wissenschaftler braucht, um ein Exempel anzuführen, nicht mehr Tage mühsam in der Bibliothek Literaturrecherchen zu machen; ein Mausklick genügt, um die vollkommene Bibliographie auf dem Bildschirm verfügbar zu haben. Aber nutzen kann er im gegebenen Fall die Daten dann möglicherweise deswegen doch nicht, weil sie zu zahlreich sind und er die notwendige Zeit nicht hat, sie zu sichten.

Viel schwerer wiegt aber wohl ein anderer Umstand. Die Vielfalt beschert auf der einen Seite zwar eine nie gekannte Aktionsfreiheit auf allen Gebieten: Man kann beinahe alles und ist in Versuchung, zu tun, was machbar ist. Wir erfreuen uns der größten Freiheit des Handelns. Andererseits aber merken wir: Die Vielfalt führt zur Abgrenzung des einzelnen Forschers gegenüber allen Bereichen, die mit der eigenen Forschungsrichtung oder Forschungsaufgabe nicht unmittelbar zu tun haben. Der Wissensreichtum führt, nur scheinbar widersinnig, zum Fachidiotentum. Man kann auch sagen: Die Freiheit wird aufgehoben durch die Fesseln des Spezialistentums. Viele Teile existieren, verbunden und dem einzelnen verbindbar sind sie nicht mehr. Was hier aus der Welt der Wissenschaft gezeigt worden ist, ereignet sich aber gleicherweise auf allen anderen Lebenssektoren. Gerade weil die Menschheit in der materialen Wissensmenge erstickt, wird das Individuum hilf- und steuerungslos. Weil wir beinahe alles wissen können, vermögen wir fast nichts mehr wirklich zu durchschauen. Das hat eine tiefgreifende Verunsicherung zur Folge. Wenn gegenwärtig das Anwachsen von Fundamentalismus und Fanatismus, von Orientierungslosigkeit und Radikalismus in weiten Teilen der Welt (zu denen wir hier auch zählen) klagend konstatiert wird, dann haben diese Phänomene ihren Grund genau an diesem Punkt. Verunsicherung macht Angst, existentielle Verunsicherung führt zu universaler Angst. Angst aber ist nur durch Versicherung, totale Angst einzig durch Sicherheit um jeden Preis zu haben: Wir stehen vor dem genetischen Grundmuster des Fundamentalismus aller Schattierungen.

Pluralisierung der Wirklichkeit

Mit diesem Faktum hat eine Entwicklung ihren Höhe- und (vermutlich) Endpunkt erreicht, deren Beginn man im 11. Jahrhundert ausgemacht hat und die etwas mit dem Christentum zu tun hat. Im Investiturstreit wurde erstmals das Muster der universalen Ordnungseinheit in Frage gestellt, das die Welt der Antike und des frühen Mittelalters bestimmt hatte. Durch die Aufspaltung des menschlichen Aktionsraums in einen säuberlich zu scheidenden Bereich der Kirche und einen Bereich des Saeculums, der erste Feld des Klerus, der andere jenes der Laien, beginnt zunächst eine Dualisierung, die in der Folgezeit auf immer weitere Regionen ausgedehnt wird. Die von uns bereits bedachte Trennung von Philosophie und Theologie, später die Ausbildung von Natur- und Geisteswissenschaften sind Auswirkungen davon. Aus dem Dualismus wird ein in sich nicht mehr zu definierender Pluralismus, wie schon der eben selbstverständlich verwendete Plural für die Wissenschaftsgebiete bekundet. Es gibt immer mehr Wissenschaften, Fächer, Berufsbilder, Lebensformen, kulturelle Kontexte – und auch Ausformungen des Religiösen, die abendländischen Konfessionen; es sind an die 200 Kirchen und kirchliche Gemeinschaften, die entstehen. Gewiß haben die Menschen – vornehmlich seit der Aufklärung – versucht, zur ursprünglichen Einheit zurückzufinden. Um bei der Religion zu bleiben: Die aufgeklärte Vernunftreligion sollte hinter die Kirchentümer auf den Grund des religiösen Phänomens zurückfragen; durch die neuzeitliche Privatisierung des Religiösen wollte man ebenfalls den Störfaktor des Kirchengzanks beseitigen. Gelungen sind beide Unternehmungen bekanntlich nicht: Das Spektrum der Phänomene wurde vergrößert.

Am Anfang dieser Entwicklung steht die Kirche einschließlich ihrer Glaubensreflexion, steht auch die Universität. Beide tragen eine historische Verantwortung für den Zerfall der Lebensbereiche, die Individualisierung und Privatisierung der Sinnproblematik, die Atomisierung der ethischen Wertvorstellungen in viele Sonderethiken. Uns dämmert unaufhaltsam, daß damit eine sehr reale politische Gefahr heraufzieht – nochmals sei auf den Fundamentalismus als Globalereignis verwiesen. Haben dann nicht Kirche wie Universität den klaren historischen Auftrag, nach Vermögen und je eigener Kraft diesem Zerstörungsprozeß gegenzusteuern, ihm Einhalt zu gebieten? Liegt nicht darin genau der Sinn universitärer Arbeit in den kommenden Generationen? Ist es nicht Aufgabe der Hochschule, aus sich selbst, aus ihrem ureigenen Auftrag heraus, also in Forschung und Lehre auf allen Gebieten, Ordnungs- und Gliederungsprinzipien zu entwickeln, die – natürlich neben anderen Faktoren und Institutionen – helfen können, die Welt lebenswerter zu gestalten? Sicherlich ist die Rückkehr zum antiken Monismus verwehrt – die Geschichte kann man nicht rückgängig machen. Gewiß wird die Pluralität und Pluralisierung der Wirklichkeitssegmente dauern. Aber wäre nicht Entscheidendes erreicht, ließe sich deren Verabsolutierung vermeiden, die der

innerste Grund der Verunsicherung ist? Wäre es nicht Sache der Universität, wieder auf das Prinzip der *universitas* zu rekurrieren, das nur vom Gedanken der Einheit überhaupt denkbar ist – *universitas a „vertere ad unum“*?

Wer solcherlei Fragen unter Einbeziehung der Universität bejaht, der kann angesichts der historischen Konstellationen der westlichen Kultur kaum anders, als auch ja zu sagen zur Integration der Theologie ins Haus der Wissenschaften. Indem sie darauf insistiert, daß der eine und dreieine Gott der grundlose Grund aller Wirklichkeit ist und diese darum Einheit in Vielfalt ist, hat sie die Kraft und innere Legitimation, der Verabsolutierung der Segmente wirksam Paroli zu bieten. Sofern sich auch im Haus der Wissenschaften die Wohnungen heute voneinander abschotten, kann sie gerade in diesem Haus kraft ihrer Tradition wie ihres Selbstverständnisses auf jene Konversion zum Unum drängen, die dessen Merkmal bleiben muß.

Sie kann das allerdings nur, wenn sie gleichberechtigt und gleich frei wie die anderen Wissenschaften agieren kann. So müßte es auch Herzensanliegen der Kirchen sein, die Theologie darin zu fördern und zu bestärken, statt ebenfalls aus fundamentalistischer Angst heraus die Spurensuche der Theologen zu behindern, die als Wissenschaftler dem gleichen Gesetz von „*trial and error*“, von Versuch und Irrtum unterworfen sind, wie alle ihre Kollegen. Gerade weil die Theologie zwar wesenhaft kirchlich, ihre Vertreter aber keine Funktionäre des amtlichen Sektors der Kirche sind, sondern eigenen Rechts und eigener Aufgabe, bedürfen sie der ideologischen wie der ökonomischen Unabhängigkeit, die relativ zur Glaubensbotschaft der Kirche, nicht unbedingt zu den je herrschenden amtlichen Meinungen gewiß zu bleiben hat. Nur so kann die Kirche insgesamt ihrem Wesen gerecht werden. Sie versteht sich doch seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil als „mit der Menschheit und ihrer Geschichte wirklich engstens verbunden“, deren Freude und Hoffnung, deren Trauer und Angst sie darum teilt⁵. Hier aber geht es um Geschehnisse und Entwicklungen, die Wohl und Wehe der Menschen des kommenden Jahrhunderts nachhaltig bestimmen werden. Im letzten Teil der Enzyklika „*Fides et Ratio*“ plädiert der Papst aus diesem Grund für ein gemeinsames „Terrain von Verständigung und Dialog“ zwischen Theologie und Philosophie, welches um so wichtiger sei, „da die Probleme, die sich der Menschheit immer dringender stellen – man denke an die Probleme der Umwelt, des Friedens oder des Zusammenlebens von Rassen und Kulturen –, eine mögliche Lösung finden im Licht einer klaren, ehrlichen Zusammenarbeit der Christen mit den Gläubigen anderer Religionen und mit allen, denen die Erneuerung der Menschheit am Herzen liegt, selbst wenn sie keinen religiösen Glauben teilen“⁶. Dieses Argument hat seine Geltung für alle Relationen von Theologie und anderen Wissenschaften.

Wir dürfen daher zusammenfassend sagen: die Kooperation einer theologischen Fakultät mit der Universität und ihren Fakultäten dient der genuinen Auf-

gabe, die allen gesellschaftlichen Institutionen im Interesse des Humanum gestellt sind.

Zukunft und Theologie

Sind die Universitäten, sind die theologischen Fakultäten für die gerade beschriebenen Aufgaben hinreichend gerüstet? Man darf es bezweifeln! Sie sind in der Vergangenheit nicht die Täter, sondern die Opfer einer Entwicklung geworden, die sie aus gerade diesem Grund nicht einfach aufhalten, erst recht nicht in eine andere Richtung steuern können. Die Segmentierung der Fächer in der Universität ist schon beklagt worden; sie hat gleichermaßen innerhalb der Theologie in der Vermehrung der Disziplinen stattgehabt. Aus der einen „*Sacra pagina*“ des hochmittelalterlichen Lehrbetriebs sind an die 14 oder 16 Lehrstühle einer funktionstüchtigen Hochschultheologie hierzulande und heutzutage geworden – und Forderungen nach weiterer Vermehrung klingen leise (wegen der vermuteten Unschicklichkeit bei allgemeinem Sparzwang) auf. Das ist, wie gesagt, nicht die Schuld der Institutionen: Die Lebensbereiche heben sich nun einmal mehr und mehr voneinander ab; und das muß auch der Wissenschaftler zur Kenntnis nehmen. Die Institutionen haben sich sogar lange Zeit dagegen gewehrt, indem sie innerhalb ihres eigenen Bereichs Hierarchisierungen vornahmen – der älteste Versuch spiegelt sich, was die Universität angeht, noch in der erwähnten Voranstellung der Theologie in den Vorlesungsverzeichnissen. Im Rahmen der Theologie galt lange die Dogmatik als die Königin der Fächer; im römischen Sprachgebrauch war „*theologia*“ lange schlicht ein Synonym für diesen Teilbereich. Im einen wie im anderen Fall sind solche Rangfolgen schon seit geraumer Zeit obsolet. Die Wissenschaften insgesamt, die Fächer jeder Wissenschaft verstehen sich als den anderen ebenbürtig und gleichwertig.

Ist aber damit nicht das Gleiche geschehen wie in der Gesellschaft auch – eine unbesehene Segmentierung mit der Verabsolutierung der Segmente? Und wenn darin ein wesentlicher Grund für den beklagenswerten Zustand heutiger Gesellschaft zu sehen ist, sind dann nicht auch Universität wie Theologie, je auf ihre Weise, mitschuldig daran? In diesem Fall aber hat sich der Arzt selber zu heilen, ehe er die Menschheit therapiert. Die Grundvoraussetzung für die Erfüllung der von der Universität wie der Theologie in der Universität postulierten Aufgaben ist dann jedoch eine Umstrukturierung beider Größen dergestalt, daß sie im oben angemahnten Sinn Einheitsprinzip zu werden in der Lage sind. Was das im einzelnen bedeutet, kann (und muß) an dieser Stelle auch nicht entfernt umrissen, geschweige denn ausgeführt werden, schon deshalb nicht, weil die Positionen zu ungeklärt, die Programme zu vage sind, sofern es sie überhaupt gibt.

Nur soviel scheint unbestreitbar: Innerhalb der Universität, wie in Analogie

dazu innerhalb des theologischen Kosmos, ist eine Konzentration und zugleich die nachhaltige Durchlässigkeit der Disziplinen zu erstreben. Möglicherweise müssen ganz neue Konstellationen interdisziplinärer Lehre wie Forschung geschaffen werden: innerhalb der Universität beispielsweise die Ethik der Naturwissenschaften, innerhalb der Theologie – auch da nur ein Exempel – durch Überwindung der Einzelfächer im Sinn einer Themenzentrierung⁷. Gleichzeitig sind die klassischen Themenstellungen zu überprüfen und in jedem Fall zu kompletieren durch solche, die sich aus der Großwetterlage der Kulturen ergeben; man kann an die Theologie der Religionen, an die Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Philosophie, an die Kooperation mit der naturwissenschaftlichen Grundlagenforschung und ähnliches denken.

Da tun sich weite Felder auf. Sie sind dringlich zu bestellen, da von dieser Tätigkeit – dies muß immer wieder vor Augen gestellt werden – die Humanität der Zukunft wesentlich bestimmt wird, positiv wie negativ. Eben dieser Humanität aber sind die beiden Größen unabweislich und von Grund auf verpflichtet, von denen hier gesprochen worden ist: die Universität und die Theologie als Wissenschaft. Sie können also nicht nebeneinander, sondern nur in Symbiose miteinander ihrer Aufgabe gerecht werden. Es besteht kein Grund, weshalb die Desintegration der Theologie aus der Universität sie besser erfüllen sollte als die alles in allem bewährte Integration, wie sie der Tradition so lange vertraut ist. Gäbe es sie nicht, müßte man sie nicht heute erfinden? Diese Frage sei der antwortende Schluß aus unserem Nachdenken.

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. den Beitrag des Vf. in dieser Zs. 217 (1999) H. 2, 75–86.

² Enz. Fides et Ratio 1.

³ So ein Lehrer vor seiner Schulklasse in der ehemaligen Zisterze von Bad Doberan bei der Erklärung des Triumphkreuzes.

⁴ Th. Gertler, Glauben in Zeiten der Gottlosigkeit, in: *Unterwegs zum einen Glauben* (FS L. Ullrich, Leipzig 1997) 304–319; *Theologie in der Universität. Wissenschaft-Kirche-Gesellschaft. FS zum Jubiläum: 350 Jahre Theologie in Bamberg*, hg. v. G. Kraus (Frankfurt a. M. 1999).

⁵ GS 1.

⁶ Enz. Fides et Ratio 104.

⁷ Im derzeit. Lehrbetrieb werden die Grundthemen des Glaubens entsprechend der Schematik der Disziplinen und damit, wenn auch unter unterschiedl. Perspektive, oft mehrfach innerhalb des Ausbildungsgangs behandelt. Unschwer ließe sich eine straffere und übersichtlichere Darlegung erreichen, wenn beispielsweise in einem Semester (akadem. Jahr) von allen Disziplinen, so weit möglich, „Christus“ oder „der Mensch in christlicher Sicht“ aus der je eigenen Sicht thematisiert würde. Ein solches Unterfangen setzt natürlich einen weitgehenden Umbau des überkommenen Lehrsystems und eine hohe Bereitschaft zur theologischen Interdisziplinarität bei allen Professoren voraus.